# Rhein und Düssel

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den „Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nr. 8 — Sonntag, den 20. Februar — 1910


## Verworrene Wege.

(8. Fortsetzung.)

Roman von H. Sturm.

(Nachdruck verboten.)

Meine Stimmung schwankte zwischen Freude und Ärger, wenn ich auf diese Weise entlassen wurde. Ich wußte nicht: sollte ich mir eine langweilige oder eine spannende Geschichte wünschen. In ersterem Falle wurde ich bald wieder weggeschickt, allerdings mit Schelten und oft in Ungnade für den ganzen Tag; im anderen Falle dauerte die Sache oft stundenlang — denn leider, je größer die Spannung war, je länger waren auch die Bücher. Und meist mußte ich sie im selben Vormittag zu Ende lesen. Es war ein Glück, daß ich bei der Wahl derselben keine Stimme besaß — ich hätte wirklich nicht gewußt, welcher Art Lektüre ich den Vorzug geben sollte. Nachmittags trieb ich mit Lulu und Dodo Englisch und Französisch. Beide hatten, wie ich mich bald überzeugte, nur ganz mangelhafte Vorkenntnisse. Über einige allgemeine Redensarten kamen sie nicht hinaus, und auch diese waren nicht einmal korrekt.

„Wissen Sie, spielend müssen Sie es den Kindern beibringen!“ belehrte mich Frau von Rathen beim ersten Male.

„Die Kinder“ nickten zustimmend, während sie sich in ihren bequemen Gartenstühlen dehnten und streckten.

„Wissen Sie, Lulu und Dodo sind so unendlich begabt; es kann ja nur an der Art des Unterrichtes liegen, wenn sie nicht in ein paar Wochen perfekt parlieren.“

Wieder nickten Lulu und Dodo, während sie mich, soweit es ihre apathische Art zuließ, interessiert fixierten, ob ich auch wohl das von ihnen gesuchte ideale Wesen sei.

„Wir wollen im Hochsommer nach Ostende, Fräulein; bis dahin, es ist ja reichlich Zeit, kommen Sie wohl so weit.“

Ich versprach mein Möglichstes. Und in Anbetracht des belgischen Seebades schlug ich vor, zunächst das Französische zu bevorzugen.

„Ach ja, das ist auch leichter!“ meinte Lulu mit einem befriedigten Seufzer. Und:

„Ach ja, nur eine Sprache auf einmal!“ stimmte ihr Dodo bei. Dann versanken sie wieder in Schweigen.

Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, erzählte ihnen auf französisch, stellte ihnen Fragen, las aus meinen mitgebrachten Büchern vor und suchte sie so für französische Sprache und Literatur zu interessieren. Aber zu einem ernsten Studium konnte ich sie nicht bewegen. Und da sie ganz im Gegensatz zu der lebhaften Mama still und teilnahmlos waren, solange nicht ihre meist tief schlummernde Leidenschaftlichkeit geweckt wurde, konnte ich auch im täglichen Verkehr nichts oder doch fast nichts erreichen. Ihre Antworten bestanden aus „Oui“ oder „Non“, wenn sie es nicht gerade vorzogen, Deutsch zu sprechen oder überhaupt nichts zu erwidern. Las ich vor, saßen sie unbeweglich mit geschlossenen Augen; ich wußte oft nicht, hörten sie überhaupt oder waren sie sanft entschlummert.

Das war für meine ohnehin nicht große Geduld eine harte Probe. Eines Tages — es war ein heißer Juninachmittag — schienen sie mir wirklich zu schlafen. Heftig warf ich das Buch hin und stand auf. Ich wollte in mein Zimmer gehen. Unterwegs begegnete ich Frau von Rathen. Sie sah mich erstaunt an, und ich nahm die Gelegenheit wahr und machte ihr in einigen erregten Worten die Zwecklosigkeit eines Unterrichtes, der so wenig Interesse und Entgegenkommen fand, klar. Es sei ja nur schade um Zeit und Mühe. Frau von Rathen nahm mich ohne ein Wort beim Arm und ging mit mir wieder zu den Kindern. Die beiden waren jetzt am Tisch beschäftigt, hatten die Köpfe über mein Buch gebeugt und stellten sich, als lasen sie eifrig. Die Mutter machte eine große, fast feierliche Handbewegung nach ihnen hin:

**Ein Turnier.** Nach dem Gemälde von Ralph Headley

„Sehen Sie da: die lieben Kinder! Was sie für ein Interesse haben! Sie müssen es nur nicht ertöten durch die Form des Unterrichtes. Die Form ist alles! Es liegt nur an Ihnen, ihr die rechte Gestaltung zu geben, die Gestaltung, die dem hohen Geiste der beiden entspricht. Freilich, das mag Ihnen schwer fallen; aber nehmen Sie sich die Zeit und Mühe, studieren Sie die Kinder. Sie sind es wert. Nicht wahr, Luluchen, Dodochen?“

Zärtlich strich sie über die beiden dicken blonden Köpfe, fühlte dann nach der Stirn: „Erhitzt euch bloß nicht zu sehr. Das verdirbt den Teint. Und auch nicht überanstrengen, nicht zu viel lernen. Daß ihr mir hübsch frisch seid zum Abend; es kommt Besuch.“

Die Mädchen wurden auf einmal lebhaft. Das Gespräch ging hin und her. Die Besuche der umliegenden Bekannten, meist Gutsbesitzer

und Fabrikanten, war das einzige, was sie näher beschäftigte, was sie anregte. Sie fuhren oft aus, auch gab es ab und zu Gesellschaft im Haus, meist abends. Es dauerte dann bis in die späte Nacht hinein.

Ich war da vom Familienanschluß dispensiert und aß mit Gerda zusammen im Kinderzimmer oben. Das waren meine liebsten Stunden. Ich spielte mit dem Kind, erzählte ihm Märchen im Dämmerlicht oder streifte ein Stückchen mit ihm in den abendstillen Wald, ehe ich sie an Mutter Timm abgab, die sie zu Bett brachte.

Gerda schloß sich mir immer inniger an. War ich doch die einzige, die sich mit ihr beschäftigte, die auf ihre kleine Welt einging, die mit ihr lebte. Ach, es gehört ja nur so wenig dazu, ein Kinderherz zu erobern. Nur ein klein wenig Liebe und Sichversenken in die junge Seele. Und dazu hatte bis jetzt niemand im Hause Zeit gehabt.

Der Papa war ihr Abgott; sie hing mit einer stürmischen Liebe an ihm. Aber er war den ganzen Tag beschäftigt in Kontor und Fabrik; und auch wenn er in der Familie weilte, waren seine Gedanken noch drüben hinter den roten Ziegelmauern, schien er noch vertieft in Pläne und Berechnungen, die ihn ganz in Anspruch nahmen, ihn von der Außenwelt abschlossen. Und das merkte das Kindesherz wohl.

„Papa denkt!" sagte sie dann und legte den Finger an die Stirn. „Leise sein, Papa denkt!" Und sie war ganz unglücklich und böse, wenn Großmama und die Tanten das nicht sehen wollten und nicht Rücksicht darauf nahmen.

## 8. Kapitel.

Ende August wollte Frau von Rathen mit Lulu und Dodo nach Ostende. Die Sprachkenntnisse der beiden Mädchen hatten nicht im geringsten zugenommen. Wer könnte auch das Wunder bewirken und Wissen und Können auf andere übertragbar machen? Gleichsam im Schlaf oder in der Hypnose hätte es ihnen zuteil werden müssen, vorausgesetzt, daß selbst das ihnen nicht noch zu viel Mühe bereitet hätte. Aber natürlich lag es an der Lehrerin — sie war zu jung, zu gleichgültig und verstand es nicht richtig. Zwei so hervorragende Individualitäten wie die lieben Kinder mußten ganz anders behandelt werden.

„Außerdem ist es gar nicht so nötig. Jeder gebildete Ausländer spricht auch Deutsch!" tröstete sich Frau von Rathen schließlich.

Vor der Reise gab es alle Hände voll zu tun. Eine der ersten Schneiderinnen der nahen Residenz war mit ihrem ganzen Stab Untergebener in der Villa einquartiert. Es gab endlose Besprechungen, Anproben, dazwischen wieder Fahrten nach der Stadt. Die Stimmung wechselte ewig, je nachdem die Toiletten zur Zufriedenheit ausfielen oder nicht. Es war, als sollten einige Bräute ausgestattet werden für Lebenszeit. Sogar ich wurde oft zur Hilfe zugezogen.

„Es ist ganz gut, wenn Gerdachen einmal Ferien hat. Wenn wir dann fort sind, können Sie das ja nachholen. Sie sind dann ganz auf das Kind angewiesen."

So durfte ich denn an den schönen sonnigen Sommertagen stundenlang mit hinter den geschlossenen Jalousien sitzen, im grünlichen Dämmerlicht, und an den feinen weichen Seidenstoffen nähen, durfte die rieselnden Spitzen durch meine Hände gleiten lassen und das schneeig weiße zarte Leinen, in das meine heißen Finger eine unendliche Menge winzig schmaler Säumchen brachen.

Lulu und Dodo waren wie ausgetauscht. Sie berieten stundenlang über eine Farbe, über den Schnitt eines Kleides und die Anzahl der Volants, der Zwischensätze, die Tiefe des Ausschnittes und was es sonst da noch alles Wichtiges gab. War die Garnierung auch noch so reich, es genügte ihnen nie; da mußte hier noch ein Schleifchen dazu, dort noch eine Rosette oder eine Blume und Spitze. Als ich einmal schüchtern von dem Zuviel abriet, da es die Gesamtwirkung nur störe, erklärte Lulu:

„Aber Fräulein, Sie haben eben gar keinen Geschmack!"

Und Dodo fügte hinzu:

„Ah bah! Die Geschichte von den sauren Trauben. Wenn sie es nur so haben könnte."

Von da an hütete ich meine Zunge wohl; ich sagte nichts mehr dazu. Sie hätten ja doch nie verstanden, daß meine einfachen, schlichten, von Tante Ann genähten Kleider mir tausendmal wertvoller waren als ihre ganze Herrlichkeit. —

Es herrschte eine köstliche Ruhe im ganzen Hause, als Frau von Rathen mit Lulu und Dodo endlich abgereist war. Und sie wirkte um so wohltuender nach dem Trubel der letzten Wochen. Auch Herr von Rathen war auf einer längeren Reise begriffen. Es lagen Geschäfte vor, die ihn weit abführten; seine Rückkunft war unbestimmt. In der letzten Zeit hatte ich erst so recht gemerkt, was seine Anwesenheit, seine sich ewig gleich bleibende rücksichtsvolle Teilnahme für mich bedeutete. Ich vermißte ihn oft schmerzlich.

Nun blieb ich mit Gerda und der zusammengeschmolzenen Dienerschaft, die nur aus Frau Timm und einem Mädchen bestand, ganz allein. Die unteren Zimmer waren wohlverschlossen und verwahrt. Wir lebten also oben in unserm kleinen Reich allein. Wie abgeschlossen von der Welt.

Jede Woche mußte ich einmal an Frau von Rathen berichten, wie es Gerda ging, dafür flog ab und zu eine jener schnell hingekritzelten Ansichtskarten ins Haus, die so bequem und nett sind, wenn man sich nichts zu sagen hat. Der Inhalt bestand in einer Aufzählung all der neuen Bekanntschaften. Herren mit glänzenden, ziemlich exotischen Namen waren darunter. Besonders einer, ein gewisser von Borowsky, kehrte immer wieder; er schien die Damen überallhin zu begleiten. Übrigens feierten Lulu und Dodo natürlich Triumphe.

Wir lebten unterdes ein stilles, glückliches Leben. Ich fühlte mich so wohl und frisch wie lange nicht. Sogar meine ewig quälende Sehnsucht nach Tante Ann wurde matter, wenn auch bei ihren lieben, ach, nur zu seltenen und kurzen Briefen mich das Verlangen nach ihr mächtig packte. Könnte ich sie nur einmal in die Arme schließen, ihre lieben strahlenden Augen küssen, ihre sanfte Stimme flüstern hören: „Lotti, liebes Kleines!"

Jetzt hatte ich auch viel Zeit für mich. Wie war ich Tante Bell im stillen dankbar; sie hatte mich meine Bücher mitnehmen heißen. „Dein ganzes Vermögen!" hatte sie spöttisch dabei gesagt. Nun trieb ich meine Studien weiter, frischte das Alte auf, ergänzte es mit Neuem. Daneben lernte und spielte ich mit Gerda. Stundenlang waren wir im Freien. Wir nahmen uns Vesper oder Frühstück mit und lagerten uns im dunklen schattigen Wald. Hier zeigte ich ihr all die großen und kleinen Wunder der Natur, führte sie ein in das mannigfache Weben und Leben, Werden und Wachsen und Vergehen. Lehrte sie das Leben auch im Kleinsten lieben und achten und es schützen und hegen, soweit es in ihrer jungen Kraft stand.

Die gläubigen Kinderaugen weiteten sich in freudigem Staunen; ihr kleines Herz, das so übervoll war, mußte sich irgendwie Luft machen. Oft schlang sie ihre Arme um mich und drückte mich zärtlich an sich, während ihr weicher Kindermund meine Wange suchte und Kuß um Kuß darauf hauchte. Sie nannte mich „Lotte" und „du" und ich wehrte ihr nicht. War ich doch zu glücklich, Liebe nehmen und geben zu können.

Blumenbeladen traten wir meist den Rückweg an. Dann hängte sich die Kleine in meinen Arm und bat so lange: „Lott', sing' was!" bis ich nachgab und mit halblauter Stimme eine jener süßen wehmütigen Volksweisen sang, die ich im Winter mit der Pfarrerin und den Kindern geübt hatte. Oft kamen wir auch laut und lustig heimgetollt. Gerda jagte lachend vor mir her, und ich suchte sie zu fangen. Es war ja niemand da, der uns die tolle Jugendlust wehren konnte; es waren keine spähenden Augen hinter den geschlossenen Fenstern.

Nur unser Fortgehen mußte ich möglichst unauffällig und ungesehen bewerkstelligen. Auch ging ich nie mehr den so viel näheren Weg an den Fabrikgebäuden vorbei nach dem Walde zu. Lieber wählte ich den weiteren durch den Garten und quer über die Chaussee. Dr. Hiller, der in der Fabrik zurückgeblieben war und Herrn von Rathen dort vertrat, hatte sich uns einige Male angeschlossen, auch war er uns im Walde oft plötzlich begegnet, war mit uns gegangen und hatte in seiner aufdringlich liebenswürdigen Art eine Unterhaltung mit mir begonnen.

Ich war wenig dazu aufgelegt. Seine ganze Art behagte mir nicht, ja war mir geradezu unsympathisch. Gelang es mir nicht, ihm dies begreiflich zu machen, oder wollte er nicht verstehen, immer wieder drang er seine Begleitung auf. Da war mir Gerda eine große Hilfe. Eines Tages, als ihr sein Mitgehen gar zu lange dauerte, erklärte sie ihm einfach: „Nun kannst du wieder gehen, ich habe jetzt Schule!"

„Und willst du mich denn da nicht auch zuhören lassen?" fragte er. „Sieh mal, das wäre doch nett von dir. Ich lerne auch gerne noch — noch dazu bei so einer Lehrerin!" fügte er mit einem Blick nach mir leiser hinzu.

Gerda schüttelte den Kopf. Auch die in Aussicht gestellte Schokolade half nichts, sie blieb unbestechlich. Hiller begann wieder:

„Siehst du, ich vertrete doch Papa in der Fabrik, das weißt du doch. Ja? Na also! Der dürfte doch sicher auch dabei sein. Oder nicht? Ist jeder Mann von den Geheimnissen ausgeschlossen?"

„Papa, ja!" Gerda strahlte. „Aber der ist auch kein Mann. Papa ist eben mein Papa, wie Lotte meine Lotte ist!" Sie hängte sich an mich: „Sag's ihm rasch, er soll endlich gehen!"

„So, so!" Dr. Hiller kniff die Augen zusammen. Sie bekamen etwas Falsches, Lauerndes. „So — so!" wiederholte er.

Um dem ein Ende zu machen, bot ich ihm die Hand und sagte scherzend:

„Ich glaube, die Kleine hat recht. Sie vertreten Herrn von Rathen in der Fabrik, ich hier bei Gerda. Also am besten: Jeder bleibt auf seinem Posten!"

Dr. Hiller hielt meine Hand fest umschlossen, ich mußte sie ihm gewaltsam entziehen.

„Verfluchte Krabbe!" murmelte er, nach Gerda hinblickend, die, als sie sah, ich ordnete alles nach ihrem Wunsche, tat, als ginge sie die Sache nichts mehr an. Seitlich am Wege pflückte sie Blumen und sang halblaut vor sich hin.

Dr. Hiller ging. Deutlich hallte sein kurzer rascher Schritt auf der stillen Straße, achtlos hieb er mit dem silberbeschlagenen Stock in das Grün des Weges. Zerfetzte Blätter, geknickte Blüten blieben hinter ihm liegen.

Da sah ich zum erstenmal, wie in Gerdas Herzen meine Saat aufgegangen war. Blaß, zitternd blickte sie dem Manne nach, zuckte bei jedem Schlage zusammen, als fühle sie ihn auf ihrem eigenen kleinen Leibe.

„Darf er das, Lotte? Ach, sieh doch, sieh! Was haben ihm die armen Blumen getan?"

Schützend zog ich sie an mich und führte sie fort von dem Anblick, der ihr so weh tat, den ich ihr so gern erspart hätte. Aber von diesem

Tage an hatten wir wenigstens Ruhe vor Dr. Hiller. Er begegnete uns nicht mehr. Und wenn ich noch immer meine kleinen Vorsichtsmaßregeln traf, so geschah es mehr aus Gewohnheit, als daß ich es selbst für notwendig gehalten hätte.

Der Oktober kam mit Stürmen und Regen und kalten unfreundlichen Tagen. Gleichsam über Nacht hatte er dem Sommer sein buntes Kleid ausgezogen und trieb es nun vor sich her, raschelnde, bunt zusammengewürfelte Fetzen, denen schon ein leiser Modergeruch entströmte.

Seit etwa einer Woche war ich nicht spazieren gewesen. Gerda war leicht erkältet, für sie verbot es sich gänzlich; und da das Wetter so wenig lockte, war ich gern die ganze Zeit über bei ihr im Zimmer geblieben. Nun rächte sich das aber. Ich hatte einen dumpfen schmerzenden Kopf und fühlte mich matt und abgespannt. Mutter Timm, wie ich sie, Gerdas Beispiel folgend, nannte, bestand darauf, ich solle an die Luft gehen. So nahm ich denn einen Mantel um, zog die Kapuze über den Kopf und machte mich auf den Weg. Ich wußte ja selbst, frische Luft war das einzige, was mir fehlte, war ich doch von klein auf daran gewöhnt, stundenlang im Freien zu sein.

Ein leichter grauer Schleier lag über der Welt. Es regnete nicht, aber die mit Feuchtigkeit gesättigte Luft umfaßte alles mit kalten nassen Armen. Große tränengleiche Tropfen hingen an den Blättern, und wenn die Bäume und Büsche sich in leichtem Frostschauer schüttelten oder sich klagend zusammenneigten, rollten sie zum Boden herab, verschwanden irgendwo rasch und lautlos, als wären sie nie gewesen.

Ich wollte mich erwärmen und ging immer rascher. Tief kam ich in den Wald hinein, bog dann von der breiten Straße ab in einen schmalen Fußweg, der, die großen Bogen der Chaussee abschneidend, ebenso wie diese nach der Bahnstation führte. Er wurde selten benutzt, da er nicht fahrbar war. Was von der Fabrik zur Bahn wollte, benutzte ja stets das Geschirr. Nur ich war ihn damals gegangen, an jenem warmen Frühlingsabend, als ich hierher kam. Wie lange dünkte mich die kurze Spanne Zeit, die seitdem vergangen war!

In Gedanken versunken ging ich dahin. Wunderbar grün war es hier zwischen den dichten rauschenden Tannen, der Boden mit Moos bedeckt, weich wie ein Teppich. Zur Seite im Graben rieselte ein Wässerchen, leise gluckend und raunend, als erzähle es alte, liebe Geschichten. Kein Vogelruf, kein Laut weit und breit, nur die grauen wehenden Nebelschleier, die hier im dichten Walde immer feiner und silbriger wurden. Sie spannen mir Sinn und Gedanken ein, ließen meine Schritte langsamer und immer langsamer werden.

Eine unbehagliche Empfindung zwang mich plötzlich zum Stehenbleiben. Es war wie ein kurzes Erschrecken. Vor mir, so weit der Blick reichte, war nichts zu sehen. Es war menschenleer und einsam, keine Seele weit und breit. Aber hinter mir! Jäh drehte ich mich herum. Ein Mann kam hinter mir her. In weiten lautlosen Sätzen näherte er sich.

Schreckliche Angst bemächtigte sich meiner. In rascher Folge arbeiteten die Gedanken. Einige Arbeiter waren neulich aus der Fabrik entlassen worden, sie sollten sich noch in der Gegend herumtreiben. Wie, wenn es einer von ihnen war? In guter Absicht würde er sich mir kaum in dieser Schnelligkeit nähern! Und doch blieb ich wie angewurzelt stehen, bis er heran war. Ich war wie gelähmt von einer schrecklichen nervenzerreißenden Angst.

„Sehen Sie, das ist mal nett — endlich allein!"

Dr. Hillers Stimme. Sie klang laut und frisch. Befreit von der atemraubenden Spannung begrüßte ich ihn herzlicher, als es wohl sonst der Fall gewesen wäre. Seine Worte hatte ich kaum gehört, erst als er nochmals scharf betonend wiederholte:

„Endlich allein!" kam mir ihr Sinn zum Bewußtsein.

„Ja, leider ist Gerda etwas erkältet!" sagte ich rasch. „Und ich bin so an frische Luft gewöhnt, ich konnte es drin nicht mehr aushalten".

„Na ja, gesegnet sei ihr Schnupfen! Geben die Götter, daß er noch eine Weile anhält!"

Unwillig ging ich weiter, wie selbstverständlich schritt er neben mir her.

„Runzeln Sie nur die Stirn nicht gleich so, Gnädigste. Das steht Ihnen nicht. Außerdem gibt's häßliche Falten mit der Zeit. So ein süßes junges Gesichtel sollte immer nur lachen und froh aussehen."

Es war wohl am besten, seine faden Schmeicheleien ganz zu ignorieren. Ich ging nur auf seine ersten Worte ein:

„Es ist sehr häßlich, wie Sie von Gerda sprechen. Ich selbst habe den einzigen Wunsch, die Kleine so bald als möglich wiederhergestellt zu sehen. Ist die Erkältung auch an sich harmloser Natur — man kann doch nie wissen. Außerdem —"

„Ach tetetä!" Dr. Hiller wirbelte mit seinem Stock in der Luft herum. Die blanken Tropfen fielen von den Zweigen und stoben, ein leichter Regen, über mich hin. Er merkte es nicht. Er fuhr fort:

„Tun Sie nur nicht so! Wir sind ja unter uns. Sie müssen doch froh sein über die seltene Freiheit! Wissen ja auch, was damit anfangen, bummeln mal hübsch solo und warten der Dinge, die da kommen sollen. Gottlob, sämtliche Drachen, alte wie junge, sind ja außer Schußweite."

War es möglich, sprach er so von der Familie, an deren Tisch er täglich gesessen, die ihn mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit behandelte? — Mein Gewissen regte sich etwas: Gewiß, ich hatte ein Gefühl der Erleichterung gehabt, als Frau von Rathen mit ihren Töchtern abfuhr und ich allein blieb — aber doch nicht so, so!

„Schweigen Sie, kein Wort weiter!" herrschte ich meinen Begleiter an. „Ich will das nicht hören."

„Ach so!" Er sah mich von der Seite an. „Immer hübsch korrekt, immer hübsch vorsichtig. Das kann ja nichts schaden. Vorsicht ist die Mutter der Porzellankiste. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Fräulein. Ihre Entrüstung klang wirklich echt. Also, reden wir von etwas anderem, ganz wie die Gnädigste befiehlt."

Mein einziger Wunsch war, er möchte endlich gehen und mich allein lassen. Aber unverdrossen schritt er neben mir weiter, schwatzte so obenhin von allem möglichen. In einer nachlässigen ironischen Art, rein äußerlich, ohne jede tiefere Anteilnahme. Ich ließ ihn reden, mochte er, wenn es ihm Spaß machte.

Indes, nach einiger Zeit wurde er auch still. Er ging weiter neben mir her, ganz stumm. Ich fühlte nur, wie er ab und zu von unten herauf in mein Gesicht sah, mich beobachtete mit einem Ausdruck, der mir das Blut in die Wangen trieb. Oder kam es von der raschen Gangart? Denn von einer inneren Angst getrieben, eilte ich wieder schneller dahin. Der Weg beschrieb jetzt einen größeren Bogen, es konnte nicht lange währen, kam die Chaussee in Sicht. Wäre sie doch erst erreicht! Auf ihr wollte ich zurückgehen. Dort kamen ab und zu Leute vorbei, Geschirre aus den umliegenden Dörfern fuhren dort, die Frachten zur Station brachten oder von da abholten.

Hatte Dr. Hiller meine Gedanken erraten? Er lachte mit einem Male laut auf.

„Ach, rennen Sie doch nicht so unsinnig. Das sieht ja bald aus, als hätten Sie Angst vor mir! Sehr schmeichelhaft — aber ich versichere Ihnen, ich tue Ihnen nichts. Ich beiße nicht."

Er faßte mich am Arm und zwang mich so, langsamer zu gehen:

„Sooo . . . Na, sehen Sie, immer langsam voran! Die Raserei hat doch gar keinen Zweck. Sie erhitzen sich bloß und verderben sich Ihre famosen Farben. — Wenn Sie wüßten, wie ich Ihnen aufgelauert habe die ganze Zeit über! Das ist doch wohl auch eine Belohnung wert, nicht? Seien Sie also nicht hartherzig, Kleine! Na, wie ist's?"

Sachte legte sich sein Arm um meine Taille, zog er mich an sich. Willenlos, ganz gelähmt vor Entsetzen ließ ich es einen Augenblick geschehen. Da — wie ich sein Gesicht dicht an dem meinen fühlte, seine Lippen schon den meinen nahe waren, gaben mir Ekel und Entsetzen Riesenkraft. Ich stieß ihn von mir, daß er taumelnd zur Seite wich, und rannte in großen Sätzen den Weg hinab, weiter und weiter.

So eng standen die Bäume um mich herum zu beiden Seiten. Wie gefangen kam ich mir vor. Gefangen und einem Entsetzlichen überliefert auf Gnade und Ungnade. Wilde Feinde, finstere Mächte waren die Tannen, die mir den Weg nach der Seite hin verlegten mit ihrem dichten Unterholz, das undurchdringlich schien wie eine Mauer.

Mein Atem flog, das Herz klopfte mir zum Zerspringen, schmerzhaft stach und bohrte es in meiner Brust. Schon hörte ich die Schritte wieder deutlich hinter mir, nah und näher kamen sie . . . ach, was wurde, wenn sie mich erreichten! Schon hörte ich hastige Atemzüge — — da, endlich! — Wie ein breites schmutziggraues Band dehnte sich die Straße vor mir aus.

Menschenleer? — Nein, da war jemand. Ein Herr kam mir entgegen, nur wenige Schritte trennten mich noch von ihm. Zugleich hörte ich Dr. Hiller ganz nahe bei mir keuchen, fühlte seinen Atem in mein Ohr dringen:

„Verfluchtes Pech! Ah so — na warte —" klang es. Ein Rauschen im Gehölz, dann nichts mehr. Kein Schritt, kein Laut. Ich drehte mich um: mein Verfolger war verschwunden, wie verschluckt vom Erdboden. Nichts von ihm zu sehen weit und breit.

Der einsame Wanderer war unterdes bis zu mir herangekommen. Mit einem Ruf des Staunens blieb er bei mir stehen:

„Fräulein Walden, Sie!"

„Herr von Rathen!" —

Es war eigen. Zugleich mit dem tiefen Gefühl der Sicherheit, das bei seinem Anblick über mich kam, verließ mich alle Kraft. Ich taumelte zu einem Steinhaufen dicht am Wege, lehnte mich an ihn. Ich brauchte einen Halt, wollte ich nicht zusammenbrechen. Und dann kamen mir die Tränen, unaufhaltsam. Ein Schluchzen schüttelte mich, verzweifeltes, fassungsloses Weinen, wie ich seit meiner Kindheit nicht geweint hatte.

„Na, na, nur ruhig! Sie sind ja ganz außer sich! Sind ja ganz außer Atem! Wer wird denn aber auch so laufen! — Es hat Sie wohl was erschreckt, Kind? Ein fallender Zweig, oder gar so ein armer kleiner Vogel? Der hatte aber sicher noch mehr Angst vor dem großen Menschenkind, das unversehens an seinem Neste vorbeikam . . ."

Lange sprach er so ruhig und beruhigend auf mich ein, ließ mir Zeit, mich zu fassen. Wie dankbar war ich ihm, wie wohltuend berührte sein ruhiges Reden meine aufgeregten Nerven. Schon brachte ich ein Lächeln zustande, konnte einige Worte auf seine Fragen antworten.

„Ach ja, es war ganz dumm von mir — nur . . ." Ich sah mich unwillkürlich ängstlich um: es war nichts von Hiller zu sehen, keine Spur.

Herr von Rathen mochte die Angst in meinen Augen gelesen haben:

„War da jemand? Hat Sie jemand belästigt?" fragte er plötzlich. Seine Stimme klang scharf.

„Nein, nein!" wehrte ich instinktiv ab. Mir war, ich könnte den Vorgang nicht über die Lippen bringen, ich hätte in Scham vergehen müssen. Was sollte auch Herr von Rathen von mir denken? Mußte

er nicht annehmen, ich hätte durch mein Benehmen Dr. Hiller gleichsam Grund zu seinem Vorgehen gegeben. Unmöglich konnte ich erzählen, was vorgegangen war.

„Also es war niemand da?"

Wieder wartete Herr von Rathen auf Antwort. Ich schüttelte nur stumm den Kopf. Da sagte er, und es klang wie ein Seufzer der Erleichterung:

„Also nur so ein kleiner Nervenschock — oder so eine Art Nachmittagsgespenst. Eigentlich hätte ich Ihnen das gar nicht zugetraut. Sie sind doch sonst solch kleines tapferes Geschöpfchen. Ja, aber freilich die Nerven!"

Ich war nun ganz ruhig geworden. Fast schämte ich mich meiner kindischen Tränen. Und als ich dann mein Haar geordnet, das, wirr vom hastigen Lauf, mir ins erhitzte Gesicht fiel und die hinabgeglittene Kapuze wieder darüber gezogen hatte, war mir meine vorherige Aufregung fast unbegreiflich. Wie konnte ich gleich so alle Fassung verlieren. Das durfte nie wieder vorkommen.

Gemeinsam gingen wir nun den Weg hinauf, den ich eben gekommen war. Ach, mit wie anderen Gefühlen geschah es jetzt. Auf Herrn von Rathens Veranlassung erzählte ich ihm von Gerda, von unserem gemeinsamen Leben und Treiben, von allen jenen tausenderlei kleinen alltäglichen Ereignissen, die an sich unwichtig und belanglos sind und doch solch festes, unzerreißbares Band bilden, das die miteinander Lebenden oft enger knüpft und bindet als alle großen Schicksale.

Herr von Rathen hörte aufmerksam zu. Er regte mich durch Fragen zu immer näherem Eingehen an. Und gern ließ ich ihn, so tief er nur wollte, in unsere kleine Welt blicken.

Dann erzählte er von seiner Reise, von dem Grund, der sie so bald abbrechen ließ. Dodo hatte sich verlobt. Mit einem Herrn von Borowsky. Demselben, dessen Name mir schon als so oft auf den Karten wiederkehrend aufgefallen war. Die Damen hatten die Verlobung gleich unter der Hand in dem Kreise ihrer Badebekannten veröffentlicht. Nunkehrten sie in den nächsten Tagen zurück; der Bräutigam kam gleich mit ihnen. „Eine ärgerliche Sache!" schloß Herr von Rathen. „Ein gänzlich unbekannter Mensch. Aber ich kann nichts dabei tun. Nur hier sein wollte ich wenigstens und den Herrn kennen lernen — soweit das eben unter diesen Verhältnissen möglich ist. Es wird ja eine Menge Leben ins Haus kommen mit dem Brautpaar — dafür kenne ich Mama. Schließlich fühlt man sich selbst am wenigsten bei sich zu Hause."

**Zur Zeit der Schreckensherrschaft.** Nach dem Gemälde von Anna Maria Wirth.

Wie konnte ich ihm das nachfühlen! Auch ich dachte mit Trauer daran, wie über Erwarten rasch die schöne ruhige Zeit nun vorbei sein sollte. Und doch: Ein Brautpaar im Hause! Eine Braut! Das Wort allein schon übte einen seltsamen Zauber auf mich aus. Unter seiner Trägerin stellte ich mir etwas ganz Duftiges, Zartes vor, etwas Reines, Weißes, das Glück und Liebe strahlte nach allen Seiten, das der Erde entrückt in höheren Regionen schwebte. Liebe! Liebe! Zauberwort der Jugend. Ach, wie jung, wie kindisch jung war ich noch, wie wenig kannte ich Welt und Menschen.

„Wie glücklich Dodo sein muß — wie sehr glücklich!" Halblaut, aus übervollem Herzen kam es mir. Die wenig frohe Art, in der Herr von Rathen über die Angelegenheit sprach, hatte mich gar nicht berührt. Erst später fiel es mir wieder ein.

„Glücklich? Sehr glücklich? Ach, Sie großes Kind Sie."

Er seufzte tief und verfiel dann in Sinnen. Ich störte ihn nicht. Gewiß dachte er an seine verstorbene Frau, an Gerdas Mutter. Wie mußte er sie geliebt haben, da ihm sein Glück, weil es nur so kurz gewesen, nun bitter schien in der Erinnerung. Aber wenn er es auch verloren hatte, war der Besitz nicht doch süß gewesen, blieb er es nicht trotzdem? Oder war es besser, Glück und Liebe nie besitzen, nie verlieren? — —

Stumm kamen wir an der Villa an. Herr von Rathen öffnete mir die Tür, ließ mich voranschreiten. Dann bot er mir die Hand zum Abschied. Er hielt die meine lange umfaßt und seine Worte klangen seltsam bewegt und warm:

„Eine Bitte noch: Gehen Sie nicht wieder allein spazieren. Ich will ja nicht schelten — verstehen Sie mich recht — aber ich, ich sorge mich. Also nicht wahr, ich kann mich darauf verlassen?"

Ich sah voll zu ihm auf. Sein Auge ruhte in dem meinen, sein Blick war innig wie nie vorher. Verwirrt senkte ich den meinen.

„Nein, nein, ich tue es nie wieder!" versprach ich. „Nie wieder!"

„Ich danke Ihnen!" — Noch ein fester Händedruck — ich war allein.

Mir war so froh und leicht zumute, als ich auf mein Zimmer eilte; und während ich mich umzog, summte ich ein Liedchen vor mich hin. Dazwischen klang es immer in meinen Ohren: Ich sorge mich — ich sorge mich um Sie, verstehen Sie doch recht. . . . Aber in der Nacht hatte ich einen häßlichen Traum. Schwer und schwarz senkte es sich auf mich — eine riesige Fledermaus mit großen Flügeln. Ich wand mich stöhnend hin und her, konnte aber dem Untier nicht entkommen, konnte es nicht abschütteln. Es kroch auf meine Brust hinauf, höher und höher, schließlich bis zu meinem Ohr. Ganz deutlich hörte ich es dort fragen: „War da jemand? War jemand da?" — Und dann wollte es sich vor Lachen schütteln, hatte auf einmal einen langen rotblonden Schnurrbart und sprach mit Dr. Hillers schnarrender Stimme: „Niemand! Niemand!"

In Schweiß gebadet wachte ich auf. Schreckhaft stand der Traum vor mir. Und mit ihm der vergangene Nachmittag in allen seinen Einzelheiten.

Ach, was hatte ich getan! Warum hatte ich „nein" gesagt auf Herrn von Rathens Frage? Warum hatte ich ihn belogen? Denn es war eine Lüge gewesen! Jetzt in der Stille der Nacht wußte ich das mit einem Male klar, und alle Entschuldigungen, die ich zu meiner eigenen Rechtfertigung anführte, halfen mir nichts, gar nichts. Ich hatte ihn belogen.

Lüge war das Abscheulichste, Verabscheuungswürdigste, was es gab. „Sei wahr und offen!" hatte Tante Ann mir eingeprägt, als ich noch ein Kind war. Und immer war ich es gewesen. Oft zu meinem Nachteil Tante Bell gegenüber, der meine rebellischen Gedanken und Wünsche viel zu schaffen gemacht hatten.

Und jetzt, wo ich selbst ein Kind erziehen sollte, wo eine Kinde seele in meine Obhut gegeben war — wie durfte ich da gegen dieses oberste Gebot fehlen. Ich selbst! Nein, das ging nicht. Gleich am nächsten Morgen wollte ich Herrn von Rathen alles sagen, so schwer es war. Es mußte sein.

Und von diesem festen Vorsatz getröstet und beruhigt, schlief ich endlich wieder ein. Schlief fest und traumlos bis zum Morgen.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Im Schnee.

Von W. Eginhardt. (Nachdruck verboten.)

Tausend noch eins — jetzt hatte er die heillose „Walzerei" aber gründlich satt. Er, Leberecht Grüneisen, Schriftsetzer und Schweizerdegen seines Zeichens. Da hatte er sich Jahr für Jahr durchgeschnorrt

von der russischen Grenze über Warthe, Oder, Spree, Elbe bis zur Weser, keine Herberge, keine Unterstützungskasse hatte er ausgelassen, mit dem „Gott grüß' die Kunst" noch überall Erfolg erzielt —, aber jetzt war er mit seinem Latein zu Ende. Und da es nun Winter zu werden begann, steckte er gerade mitten drin in dieser miserablen Gegend. Erst waren Hügel gekommen, dann Vorberge und schließlich . . ., nee, nee, war das eine Krakelei! Dabei befand sich Leberecht in der denkbar schlechtesten Kondition: durch das dünne Röckchen pfiff der scharfe Nordost und die morschen Stiefeln hatte er schon mit Kolonnenschnüren zusammenbinden müssen.

Nee, nee — Leberecht versuchte einen Monolog zu halten, aber die Windstöße drückten ihm die Worte immer wieder in die Kehle zurück. So war er lediglich aufs Denken angewiesen, während er mit blau angelaufener Nase die Gebirgsstraße empor tippelte. Und es waren trübe Gedanken, die sein Hirn bewegten. Als der Wind mal einige Minuten aussetzte, brachte es Leberecht fertig zu knurren: „Mein Schädel ist rein blockiert. Überall Durchschuß, ganze Quadrate und Halbgevierte. Ich ganzer Kerl bestehe nur noch aus Zwiebelfischen. Wenn ich nur erst mal den Kamm erreicht hätte, der Abstieg wird schon leichter gehen

**Gemeinderat.** Nach dem Gemälde von Franz Hecker.

Doch was ist denn das? Schnee? Na, das hat mir zu meinem höchsten Wohlbefinden gerade noch gefehlt!"

Es war wirklich Schnee! Erst einige Flocken, die anscheinend zaghaft durch die Luft wirbelten, dann ein ziemlich starkes Gestöber und endlich jagte der Wind ganze Schneewolken vor sich her, so daß innerhalb weniger Minuten eine vollständige Winterlandschaft fertig war. Und das Schneetreiben hielt nicht nur an, es gestaltete sich immer toller und eindringlicher.

„O weh," stöhnte Leberecht, „das wird eine jammervolle Nacht werden. Wer doch erst ein Unterkommen hätte . . ." Er stärkte sich durch einen Schluck aus der Pulle, der ihm wenigstens die Kälte fürs erste etwas aus den Gliedern trieb. Also immer weiter bergauf, durch den fußhohen Schnee hindurch! Bald aber senkten sich die Schatten der Dämmerung hernieder, das Wetter wurde immer unsichtiger, und in dieser Gebirgsgegend gab's nicht einmal einen Strohhaufen, in den man hätte kriechen, oder einen Heuschober, in dem man hätte kampieren können. Sollte er denn wirklich und wahrhaftig einschneien und auf der Landstraße erfrieren? Ein solch furchtbares Schicksal hatte Leberecht Grüneisen denn doch nicht verdient!

Doch halt — was gab's denn da? Da schien ja Hilfe in der höchsten Not zu sein! Etwas abseits von der Landstraße ragte ein eigenartiger Bau aus den Schneemassen hervor. Gebirgssteine waren im Quadrat aufeinandergeschichtet, wohl zwei Meter hoch. Das Ganze war überdacht mit Brettern, auf denen durch flache Steine eine Moosdecke festgehalten wurde. In der Hinterwand war eine Art Tür gefügt. Leberecht drückte dieselbe behutsam auf und steckte den Kopf durch den Spalt: so weit er im Zwielicht bemerken konnte, war der Bau leer. Er schob den übrigen Körper nach und sagte laut und vernehmlich: „Guten Abend!" — niemand antwortete. Er hatte also recht gesehen, es war niemand zu Hause.

Nun galt es, das Terrain vorsichtig zu rekognoszieren. Leberecht ritzte ein Zündholz an: ah, hier sah's ja ganz wohnlich aus. Da an der Längsseite eine Erhöhung, eine Art Lagerstatt, und dort ein kleiner Ausbau — der Herd. Mit dem letzten Rest des Zündhölzchens leuchtete er dorthin. Und welch ein Glückspilz er war: da steckte in einem Steinspalt noch ein Stümpfchen Talglicht, das er zum Brennen brachte. Nun konnte er den ganzen Raum überblicken. Er hatte augenscheinlich eine jener Hütten entdeckt, wie sie sich Drehorgelspieler in jenen Gebirgspässen aufrichten, um Schutz vor dem Regen zu finden. Während der Sommermonate erheischen diese Höhenmusikanten von den zahlreichen Touristen ihren Obolus und im Winter steigen sie zu Tal, wo sie sich als Hofkünstler niederlassen. Über die Person des Vorbesitzers zerbrach sich übrigens Leberecht nicht weiter den Kopf. Als praktischer Mann untersuchte er vorerst das Lager. Na, sehr einladend sah das gerade nicht aus, denn außer einem Haufen Laub war nichts zu entdecken. Aber — 's war doch besser wie gar nichts. Vorsichtig wurde das Licht ausgelöscht und Leberecht kroch unter das Laub, wo er sich zusammenrollte gleich einem Igel und sofort in den Schlaf des Gerechten verfiel.

Am nächsten Morgen konnte er sein Hotel bei Tageslicht in allen Winkeln und Ecken erforschen. Das Ergebnis war ein so befriedigendes, daß Leberecht beschloß, hier längeren Aufenthalt zu nehmen, falls sich nur irgendwie Proviant heranschaffen ließ. „Schau, schau, braver Leberecht", murmelte er, „das hättest du dir gestern doch nicht träumen lassen, daß du's über Nacht zum Hotelbesitzer bringen würdest. Ich erkläre mich hiermit als alleinigen und ausschließlichen Gast in dem mit allem Komfort der Neuzeit ausgestatteten Winterfanatorium Grüneisen!"

In einer Ecke entdeckte er einige Scheite Holz, so daß er sich bald auf dem Herd ein mollig wärmendes Feuer angezündet hatte. Nun aber galt es eine Verbindung mit der Außenwelt herzustellen. Das war freilich nicht leicht, denn der Schneefall hatte die ganze Nacht angehalten, so daß er nur mit Mühe die Tür öffnen konnte: hohe Schneewälle rings herum! „'s ist eigentlich 'ne Gemeinheit, daß die mißlichen Zeitverhältnisse einen Schweizerdegen mit 22.50 M. Minimum zu einem Schneeschipper herabdrücken, der im Stundenlohn arbeitet."

Aber es half nichts. Er konnte sich weder einkapseln wie 'ne Trichine, noch vom eigenen Fett leben wie ein Hamster — also frisch

ans Werk! Leberecht benutzte ein Brett als Schippe und arbeitete sich durch die Lawine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt und die Strahlen der Wintersonne beleuchteten das Gelände. Ein herrlicher Anblick! Tief drunten im Tal Dörfer, Städte, die schwarzen Schienen der Eisenbahnlinien liefen gleich Kohlenstrichen bis zum Horizont. Nach rechts zu eine Baude oder Hütte des Gebirgsvereins, die er in etwa einer Stunde erreichen konnte — morgen wollte er mal da hinüber spazieren, für heute hatte er gerade noch etwas zu beißen und zu brechen und die paar Tagesstunden mußte er dazu verwenden, seine Garderobe nach Möglichkeit auszuflicken und das Mobiliar seines Hotels zu komplettieren.

Beim Schneeschippen hatte er übrigens noch eine Entdeckung gemacht. Er hatte zwei Grenzsteine freigelegt, so daß er bald feststellen konnte, daß die Landesgrenze mitten durch sein Sanatorium lief. „Das ist herrlich," dachte Leberecht, „da steht's ja ganz in meinem Belieben, heute in dem einen, morgen in dem anderen Staate zu wohnen. Und wenn ich schlafe, ist meine obere Hälfte k. und k. österreichischer, meine untere kgl. bayerischer Untertan! Da hab' ich also die Auswahl."

Leberecht pfuschte an diesem Tage den verschiedensten Handwerkern in ihre Betriebe: er schusterte, schneiderte, tischlerte und zimmerte. Und als er in einem Winkel eine Anzahl aus Pferdehaaren gedrehter Schlingen entdeckte, war es ihm klar, daß er im Nebenbetrieb auch das edle Weidwerk ausüben müsse. Der Besuch in der Schutzhütte war ein außerordentlich zufriedenstellender. Er fand dort alles, was sein Herz begehrte: Proviant, Enzian, wollene Decken, so daß er sich fast zu einer Übersiedelung veranlaßt fühlte. Aber er überlegte, daß er „bei sich zu Hause" vor Überraschungen viel mehr gesichert sei. Zudem verspürte er gar keinen Trieb zur Geselligkeit in sich. „Ich will's lieber bleiben lassen," meinte er, als er sich zum Heimmarsch anschickte, „bei mir ist's zwar sehr eng, aber ich halt's mit dem Sprichwort: „Klein, aber mein!"

Vorher ließ er auf dem Tisch einen Zettel zurück, auf den er mit großer Antiqua-Schrift verzeichnete: „Aus den Vorräten der Hütte habe ich Endesunterfertigter heute verschiedene Kleinigkeiten laut unten spezifizierter Rechnung entnommen. Da ich in der nächsten Sommersaison diese wunderschöne, ruhige Gebirgskette wiederum zu bereisen gedenke, werde ich meine Nota begleichen. Leberecht Grüneisen, Besitzer des Wintersanatoriums Grüneisen."

So — nun hatte er sein Gewissen salviert, denn ein Scheck von ihm, Leberecht Grüneisen, war barem Gelde gleich zu achten. Und diese edle Tat zeitigte auch schleunigst ihren Lohn. Als Leberecht das letzte Knieholzgestrüpp vor seinem „Sanatorium" erreicht hatte, sah er in der Pferdehaarschlinge ein Häslein hängen — das arme Tierchen war an der zwangsweisen Entziehung der frischen Luft zugrunde gegangen. Das störte aber Leberecht wenig — weshalb sollte sich ein Sanatoriumbesitzer nicht auch einmal einen Hasenbraten gönnen.

In dieser stillen Beschaulichkeit verging Woche um Woche, Monat um Monat. Leberecht strahlte vor Glück: so behaglich hatte er noch keinen Winter verbracht. Mochte es draußen schneien oder stürmen — er saß behaglich in seiner warmen Bude und kümmerte sich den Henker um die Händel dieser Welt.

Da erfuhr das Idyll plötzlich eine Unterbrechung. Eines Mittags — Leberecht hielt eben sein Schläfchen — erreichten zwei Gendarmen auf einer Streife sein „Sanatorium". Ein wuchtiger Fußtritt sprengte die Tür. Leberecht sprang entsetzt empor. Aha zwei bayerische Landjäger. Sofort retirierte er auf die andere Seite der Hütte.

„Nanu," sagte der eine, „was macht denn dieser Kerl hier oben? Vorwärts, runter mit zur Station! Wollen uns den Bummler mal genauer ansehen."

„Bedaure sehr, Herr Wachtmeister," antwortete Leberecht, „aber Ihrer freundlichen Aufforderung kann ich leider nicht Folge leisten. Ich befinde mich nämlich auf österreichischem Grund und Boden und bin in diesem Augenblicke Untertan Sr. kaiserlich und königlich österreichisch-ungarisch-apostolischen Majestät, dem bayerische Beamte gar nichts zu sagen haben. Einer Grenzverletzung werden sich die Herren doch wohl nicht schuldig machen wollen . . ."

„Sakra," wetterte der Feldjäger, „der Lumpazi hat recht. Na wart', du Fallot! Wir telephonieren rüber, die österreichischen Gendarmen werden dich schon greifen. Raus mußt du hier" — damit gingen die beiden nach der bayerischen Seite zu ab. Leberecht schlich vorsichtig zur Hintertür hinaus. Er sah, wie der eine zu Tal stieg — der sollte wahrscheinlich telephonieren —, während der andere den Kamm auf und ab patrouillierte. Da half es freilich nichts: Leberecht mußte sein Bündel schnüren. Noch hatte er etwa acht Stunden Vorsprung und die mußte er ausnutzen. Er packte also seine sieben Sachen zusammen und schlug sich in die österreichischen Wälder: „Leb' wohl, du mein trautes Wintersanatorium Grüneisen, Zeit meines Lebens werde ich deiner in Liebe gedenken!"

Als am anderen Morgen ein konzentrierter bayerisch-österreichischer Angriff auf das „Sanatorium" unternommen wurde, fand man das Nest leer . . . .

---

# Aus dem Handgelenk.

Skizze von Käthe Helmar. (Nachdruck verboten.)

„Sag' mal, Ilse, was hast du eigentlich gegen Dr. Hart einzuwenden? Fortwährend stichelst du und willst mir seine Gesellschaft verleiden."

Frau Grabow stand in dem behaglich eingerichteten Fremdenzimmer hinter ihrer Schwester und steckte Ilsens Pelzhut fest. Das dunkle Gitter des großmaschigen Schleiers hob die leuchtende Farbe des rotblonden Haares und erhöhte den Reiz des kapriziösen Gesichts, aus dessen feinem Oval ein paar kluge, graublaue Augen blickten.

„Erlaube, daß ich mit einer Gegenfrage antworte, liebe Lore. Warum bekamst du plötzlich solche Sehnsucht nach mir, daß ich schleunigst hierherkommen mußte?! Natürlich kam ich gern, und du weißt ja, daß ich hier in Berlin auch viel arbeiten und lernen will. Aber ich finde kaum Zeit zu meiner Malerei. Heute ist nun der erste Tag, an dem gutes Licht ist, und da redest du mir ein, daß ich auf jeden Fall auf die Eisbahn müßte statt ins Museum. — Außerdem will ich dich aber gleich noch was fragen: Warum vergeht kein Tag, an dem mir Doktor Hart nicht irgendwie präsentiert wird, jedesmal in anderer Form; mal als Tänzer, mal als Kunstkenner, dann wieder als unterhaltender Tischherr und nicht am wenigsten als reicher Junggeselle und vielbeschäftigter Arzt. Heute natürlich wird er die Gestalt eines Schlittschuhläufers und galanten Kavaliers annehmen."

„Das will ich dir gern beantworten. Erstens war die Sehnsucht nach dir nicht plötzlich, sondern sie bestand. Nur hab' ich dich gerade jetzt dringend eingeladen, weil mein Mann für Monate abkommandiert ist und ich mich dir nun mehr widmen kann, als wenn er hier ist. Das ist die eine Antwort, und die andere konntest du dir selber geben. Denn du weißt doch, daß Doktor Hart der Vetter meines Mannes und sein bester Freund ist. Unser Hausarzt natürlich auch, dem die Kinder regelmäßig vorgeführt werden. Nun, genügt dir das?"

„Jawohl. Vollkommen! Wirst du's wohl glauben . . . ich hab' nämlich geargwöhnt, daß du mich mit dem Doktor verheiraten willst. Dumm, nicht wahr? Aber jetzt bin ich natürlich vom Gegenteil überzeugt. Also adieu, Lore."

„Adieu, komm nicht zu spät. Du weißt, heute abend ist Ärzteball", rief ihr die junge Frau noch nach, während Ilse mit den klirrenden Schlittschuhen überm Arm die Treppen hinunterging.

Draußen lag der Schnee so fest, daß er bei jedem Schritt knarrte. Die trüben grauen Tage waren endlich vorüber und der lang ersehnte Frost war da. Aus klarem blauem Himmel leuchtete die Wintersonne, daß die Bäume in ihrem silbernen Schmuck glitzerten. Eine fröhliche Menschenmenge tummelte sich draußen auf der spiegelglatten Eisbahn.

Kaum hatte Ilse die Schlittschuhe anschnallen lassen, als auch Dr. Hart schon vor ihr stand. Aus seinen scharf geschnittenen Zügen sprach Energie und Selbstbewußtsein, aber jetzt auch ehrliche Freude, wie er dem jungen Mädchen die Hand reichte und sie über die Bahn führte. Ilse machte ein paar Versuche, selbständig zu laufen, fand es aber dann bequemer, sich schieben und ziehen zu lassen.

„Ich bin furchtbar unsicher", sagte sie. „Die Füße sind mir so schwer. Ich hab' die Schlittschuhe schon ein paar Jahre nicht mehr benutzt."

„Sehr unrecht, Fräulein Ilse. Die Atelierluft wirkt auf die Dauer erschlaffend. Bewegung draußen in der Natur erhält gesund."

„Ah, die Sprechstunde hat schon begonnen, Herr Doktor? Danke für gütige Konsultation", antwortete sie ein wenig spöttisch.

Paul Hart sah nach der Uhr. „Noch eine halbe Stunde Zeit", sagte er gleichmütig, ohne ihren Spott bemerken zu wollen.

„Und was schulde ich Ihnen für Ihren gütigen Rat?"

„Nur das Versprechen, daß Sie mich heute beim Ärztefest als Tischherrn akzeptieren und mir Kotillon und Quadrille à la cour bewilligen."

„Lassen Sie nicht mit sich handeln?"

„O bitte, der Wohltätigkeit werden keine Schranken gesetzt. Fügen Sie ruhig Française oder sonst was zu."

„Es ist also ganz selbstverständlich, daß ich heute abend zu dem Ärztefest gehe, um möglichst viel mit Ihnen rumzutanzen? Gott erhalte Ihnen Ihr Selbstbewußtsein!"

„Ganz dasselbe wünsche ich mir auch, Fräulein Ilse. Ich freue mich, daß wir wieder mal einig sind. Sehen Sie, ich bin ein ganz altmodischer Mensch. Keine Spur von Zerrissenheit oder Selbstironie oder Selbstverachtung. Ich weiß, was ich will, und darauf arbeite ich hin."

Ilse zog die Stirn kraus. Sie fühlte sich verletzt und wußte nicht, warum. Immer stärker wurde in ihr der Wunsch, diesen scheinbar so sicheren Menschen irgendwie zu ärgern, und sie sah feindselig zu ihm hin.

„Daran will ich mir ein Beispiel nehmen. Ich habe bei meinem Besuch in Berlin bisher noch gar nicht daran gedacht, zu betonen, weshalb ich eigentlich der Einladung meiner Schwester so schnell folgte. Lore glaubt nämlich immer noch, daß mich eigentlich das gesellige Leben der Großstadt lockte, die Theater und all das, was ich in der Provinz nicht so genießen kann."

„Aber Sie verfolgen natürlich ganz andere Pläne, wenn Sie z. B. heute beim Ärztefest erscheinen?"

„Ja, allerdings; das lassen Sie sich freilich nicht träumen. Auf die ganze Tanzerei gebe ich nicht das geringste. Mich reizt das malerische Bild von solchem Ball und die Typen, die ich da zu sehen bekomme. Beißen Sie sich nur nicht so spöttisch auf die Lippen, Herr Doktor," sagte sie erregt. „Sie glauben natürlich in Ihrem Herrenbewußtsein: da kommt so ein Gänschen aus der Provinz; die fühlt sich so gottbegnadet, wenn ein irgeliebiger Äskulapjünger sie zur Polonäse führt. Jawohl, das denken Sie. Aber Sie täuschen sich gewaltig!"

„Da muß ich Ihnen doch widersprechen, Fräulein Ilse. Die Schwester von Frau Lore hätte ich nie für ein Gänschen gehalten. Ich

kannte ja auch Ihre Zeichnungen und habe Sie immer als eine talentierte Malerin geschätzt. Und sobald Sie jetzt ein klein wenig freundlicher zu mir werden, verrate ich Ihnen auch was."

„Wird was Rechtes sein."

„Ich kann's auch für mich behalten."

„Aber bitte!"

Sie war nun wirklich ganz in Zorn geraten, ließ seine Hand los, machte ein paar unfreiwillige Verbeugungen nach vorn und rückwärts und legte sich dann dem Doktor direkt zu Füßen. Als er ihr beim Aufstehen half, spürte sie einen stechenden Schmerz im Handgelenk.

Sie lief eine Weile neben ihm her, ohne eine Wort zu reden. Aber der Schmerz wurde immer stärker. Sie stöhnte leise und suchte eine Bank.

„Haben Sie sich weh getan?" fragte Paul Hart besorgt.

„Ein wenig", sagte sie kurz und preßte mit der gesunden Hand das schmerzende Gelenk.

„Erlauben Sie, daß ich Sie bis zum Ausgang schiebe. Sie sind ja ganz blaß geworden. So, und jetzt setzen Sie sich. Können Sie den Handschuh ausziehen?"

Sie nickte. „Sie müssen mir in eine Droschke helfen. Mir ist ganz schwach vor Schmerzen. Da, sehen Sie nur."

Er hatte ihr die Schlittschuhe abgeschnallt und sah nun die Hand prüfend an, die auf dem Muff lag. Das Gelenk war rot und stark angeschwollen.

„Verwünscht!" murmelte er ärgerlich. „Ich bringe Sie natürlich zu Ihrer Schwester. Es muß schleunigst ein Verband gemacht werden. Stützen Sie sich auf mich. Ach was, machen Sie jetzt keine Faxen!" sagte er kurz, als sie den Kopf schüttelte. „Wollen Sie etwa noch mal hinfallen?"

Er nahm ihren Arm und half ihr in einen Wagen. Ilse lehnte sich ganz zurück und versuchte mit der Linken die kraftlose andere Hand zu stützen. Obwohl sie sich sehr zusammennahm, konnte sie es doch nicht hindern, daß ihr die Tränen in die Augen traten.

„Und gerade die Rechte!" stöhnte sie. „Wo ich doch so viel vorhatte hier in Berlin. Wird's lange dauern, Herr Doktor, bis die dumme Geschichte geheilt ist?"

„Wollen sehen. Nach der Untersuchung sag ich's Ihnen."

„Ehrlich?"

„Ganz ehrlich", versprach er. —

Lore erschrak furchtbar, als ihre Schwester, von dem Doktor gestützt, ankam. Aber sie faßte sich schnell und ging dem Arzt zur Hand. Der enge Ärmel von Ilses Bluse wurde aufgetrennt, und Lore stützte die Schwester, während der Arzt die schmerzhafte Stelle untersuchte. Er ließ Verbandzeug holen, ein Stück feste Pappe, das als Stütze des Unterarms diente, und wickelte einen steifen Verband. Aus einer Serviette schlang er die Binde, die er Ilse um den Hals hing, um den kranken Arm hineinzulegen. Dr. Hart sprach wenig, wandte sich gar nicht zu der Patientin und gab nur Lore ein paar kurze Anordnungen.

„Die Schmerzen haben schon nachgelassen. Ich danke Ihnen sehr. Ist denn der Arm gebrochen?" fragte Ilse.

„Nein, es ist nur eine Einknickung des Handgelenks. Aber natürlich ebenso schmerzhaft wie ein Bruch. Trinken Sie jetzt vor allem mal ein Glas Wein. Sie waren sehr tapfer und haben eine Stärkung verdient. Ich muß gleich fort. Wenn Sie erlauben, sehe ich abends noch mal nach Ihnen. Adieu."

„Aber der Ärzteball!"

„Ich hatte Sie doch zu Tisch engagiert, Fräulein Ilse. Ob hier oder dort, ist ja ganz egal. Frau Lore wird noch ein paar Butterbrote für mich haben, nicht wahr? Also auf Wiedersehen." —

Es verging eine ganze Zeit, ehe der steife Verband entfernt und ein leichter aus weichen Mullbinden gewickelt wurde. Doktor Hart kam täglich seine Patientin besuchen; wenn er sich einmal verspätete, schalt Ilse ihn aus und wollte genau wissen, was er sonst noch für Besuche vorgehabt hätte. Sie langweilte sich, wenn er nicht da war und machte Lore Vorwürfe, daß sie Paul Hart nun nicht mehr so oft einlud wie früher.

„Vorher war das was anderes", erklärte Ilse ihrer Schwester; „jetzt bist du ihm wirklich Dank schuldig, weil er sich meiner gleich so angenommen hat."

„Dafür wird er bezahlt," entgegnete Frau Grabow trocken, „das ist nur seine Pflicht."

Obgleich schon länger als 14 Tage vergangen waren, stellte sich der stechende Schmerz immer von neuem ein, sobald Ilse den Versuch machte, auch nur den rechten Daumen zu bewegen.

„Es ist doch vielleicht schlimmer, als Sie denken", sagte sie zu Doktor Hart.

„Ich halte es für eine Einknickung. Aber wenn Sie noch einen Arzt zuziehen wollen, habe ich natürlich nichts dagegen. Ich würde es sogar empfehlen, wenn es Sie beruhigt, Fräulein Ilse."

„Nein, nein, ich vertraue Ihnen als Arzt vollkommen", wehrte Ilse ab. „Sonst nicht?"

Sie wurde rot. „Aber wie lange wird es noch dauern?" ging sie über seine Frage hinweg. „Sechs Wochen wollte ich bloß hierbleiben. Ich wollte in den Museen kopieren, wollte was lernen und jetzt . . ."

„Ja, vier Wochen werden wohl noch vergehen, bis Sie die Hand so wie früher bewegen können. Hoffentlich nicht länger. Ich werde Ihrer Frau Schwester zeigen, wie das Handgelenk massiert werden muß. Das soll jetzt täglich zweimal gemacht werden."

„So lange noch! Es ist schrecklich!" klagte sie.

„Ihre Frau Mutter wird Ihnen gern Nachurlaub geben. Und schließlich, wenn Sie solchen Wert darauf legen, hier die Museen gründlich kennen zu lernen, könnten Sie ja auch für immer hierbleiben." Er sagte das bloß so obenhin und schien gar nicht darauf zu achten, daß Ilse ihn fragend anblickte. „Übrigens habe ich Ihnen noch immer nicht erzählt, was ich damals auf der Eisbahn verraten wollte. Sie sind wohl gar nicht neugierig?"

„Nur ganz wenig."

„Aber sagen darf ich's Ihnen wohl doch?"

„O ja."

„Also, ich hab' Frau Lore die Skizze entwendet, die Sie von den Kindern gemacht haben, und sie dem Professor Huber gezeigt. Sie kennen ihn wohl dem Namen nach? Ich bin nämlich bei ihm Hausarzt. Der Professor hält Sie für ganz außergewöhnlich begabt und würde Sie als Schülerin annehmen. Sie wissen, daß das eine besondere Auszeichnung ist."

„Doktor!" rief Ilse mit großen verwunderten Augen, „das haben Sie getan?"

„Ja. Ist das so erstaunlich?"

„Er hält mich für begabt?"

„Nicht in die Hände klatschen, wenn ich bitten darf!"

„Doktor . . . das war sehr freundlich von Ihnen, so was hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut."

„Weiß ich! Sie hätten mir allenfalls zugetraut, daß ich Ihren Daumen schief anwachsen und den Knick in Ihrem Handgelenk recht schlecht heilen lasse, damit die Hand zum Malen untauglich wird, und Sie schließlich aus Verzweiflung irgendeinen ixbeliebigen Äskulapjünger heiraten. Nicht wahr, so dachten Sie über mich?"

„Ehe ich den Knick bekam, hätte ich vielleicht so geurteilt; aber jetzt habe ich Sie besser kennen gelernt."

„Wirklich, Fräulein Ilse? Und bin ich nicht mehr jeder ixbeliebige Äskulapjünger?"

„Ja, lieber Gott, verlangen Sie denn, daß ich Ihnen eine Liebeserklärung mache, verehrter Herr Doktor? Das ist doch eigentlich Ihre Sache!" Sie lachte halb verlegen, halb zärtlich zu ihm auf.

Da hob er vorsichtig die kranke Hand an seine Lippen und rief Frau Grabow, die verwundert an der Tür stand, zu:

„Das ist eine Verlobung aus dem Handgelenk, Frau Lore. Gratulieren Sie uns."

---

# Wenn Frauen eifersüchtig sind.

Eine Ehestandshumoreske. Von Walter Kaulfuß.

(Nachdruck verboten.)

Es lebe der Kampf. Es lebe die Schlacht. Auch eine frische fröhliche Ehestandsschlacht. Erst kommt's Geplänkel, dann geht der eine oder andere Teil zum Angriff über — und bumms, der Feind geschlagen, vernichtet.

Robert Himmelsteing war ein idealer Ehegatte. Nicht minder seine Frau Eulalia. Beide waren schon mehrere Jahre verheiratet und lebten in der glücklichsten Ehe. Aber wie nicht tagaus, tagein die Sonne scheinen kann, so kann auch nicht immer der Ehehimmel im schönsten Glanze erstrahlen. Auch in Robert Himmelsteings Ehe zeigte der Himmel die ersten Anzeichen eines drohenden Unwetters. Robert Himmelsteing war mit seiner Gattin Eulalia zum Frühlingsfest bei seinem Vorgesetzten geladen. Was nahm's da wunder, daß Frau Eulalia mit dem Wunsche herausrückte, ein neues Kostüm haben zu müssen. „Wenn man das Frühlingsfest besuchen wolle", sagte sie, „dürfe man nicht schofel erscheinen." Robert Himmelsteing sah das aber gar nicht ein, um so weniger, als er seiner Gattin erst vor kurzer Zeit ein neues Kleid hatte anfertigen lassen. Er lehnte also rundweg ab. Eulalias Gesicht verzog sich, Tränen traten in ihre Augen und trotzig stampfte der kleine Fuß den Boden.

„Du bist garstig, Robert," schrie sie mit verhaltenem Grimm ihren Mann an, „mir willst du wirklich nie etwas gönnen. Und ein neues Kleid — —"

„Brauchst du augenblicklich nicht", fiel ihr Robert ins Wort.

„Brauche ich nicht?" erscholl es kratzbürstig zurück. „Was verstehst du denn davon, ob ich ein neues Kleid brauche. — — Rede ich dir denn darein, wenn du dir einen neuen Anzug bestellst? — — Brauchst du denn einen neuen Frack?"

„Ja."

„Nicht möglich. Der, den du besitzest, ist noch in sehr gutem Zustande, sage ich dir."

„Ach, was verstehst du von Herrengarderobe."

„Und du von der Garderobe einer Frau!"

Robert Himmelsteing stand auf und sagte mit strengem Tone: „Sehr viel!"

Frau Eulalia drehte sich kurz herum, schluchzte laut auf und warf die Tür mit den Worten: „Ach geh, du bist abscheulich", ins Schloß.

Robert Himmelsteing stand wie ein Feldherr auf dem Kampfplatze. Der Feind hatte das Feld geräumt. Aber was nun tun? Auf die fernere Taktik kam es an. Robert Himmelsteing überlegte; was sollte er tun? Zunächst galt es auszukundschaften, was seine Frau beabsichtigen würde. Als Diplomat sagte er sich schließlich: abwarten. Er wollte in der Defensive verharren. Zum Angriff konnte er immer noch

vorgehen. Eigentlich tat ihm seine kleine Frau leid. Im Herzen hatte er ihr ja längst das neue Kleid bewilligt. Aber durfte er jetzt so ohne weiteres seiner Frau gegenüber seine Meinung ändern? Das ging nicht. Seine Autorität durfte auf keinen Fall untergraben werden — —

Zwischen Robert Himmelsteing und seiner Frau Eulalia war es in den nächsten Tagen zu keinem neuen Kampf gekommen. Der Waffenstillstand dauerte fort. Robert ging allein aus; und auch Eulalia suchte ihre Bekannten allein auf. Indessen rückte der Tag immer näher, an dem das Frühlingsfest stattfinden sollte. Robert Himmelsteing sah ein, daß es so nicht weiter gehen konnte. Eine Aussöhnung mußte stattfinden, denn er konnte doch nicht in dieser Stimmung, die zurzeit zwischen ihm und seiner Frau herrschte, das Fest seines Vorgesetzten besuchen. Da geschah eines Tages etwas Unerwartetes, was die Sachlage verschlimmerte. Robert Himmelsteing hatte seine kleine Frau wieder einmal allein gelassen, wie so oft in der letzten Zeit. Und auch Frau Eulalia war fortgegangen. Als sie so nichtsahnend durch die Straßen ging, fiel ihr plötzlich ein Pärchen auf der anderen Seite des Bürgersteiges auf.

„Allewetter!" entfuhr es Frau Eulalia. Das war ihr Ehegatte. Allewetter! Und neben ihm die schlanke Maid. Das war doch stark. Wie die beiden gesprächig waren und wie sie lachten. Die schienen ja in der allerbesten Stimmung zu sein. Frau Eulalia nahm einen Beobachtungsposten ein. Sie folgte den beiden in angemessener Entfernung. Schließlich machten die Verfolgten vor einem Hause halt. Eulalia sah, wie sich ihr Mann in der liebenswürdigsten Weise verabschiedete. —

Als man beim Abendessen saß, war Robert Himmelsteing in der denkbar besten Laune. Triumphierenden Blickes sah er seine Frau an, die wiederum zornesfunkelnde Blicke auf ihren Mann schleuderte. Schweigend nahm man das Mahl ein. Robert Himmelsteing versuchte dann endlich ein Gespräch in die Wege zu leiten. Aber kein Wort kam von den Lippen Eulalias. Nur als sie das Wohnzimmer verließ, sagte sie: „Elender".

Robert Himmelsteing war baff. Er suchte vergebens eine Aufklärung zu erhalten. Frau Eulalia war kratzbürstiger denn je. Und dann kam die Katastrophe. Als er eines Mittags nach Hause kam, war seine Frau nicht zugegen. Auf seinem Schreibtische lag ein an ihn gerichteter Brief von einer Damenhand. Robert Himmelsteing nahm ihn auf.

„Potztausend", der Brief war ja geöffnet. Und als er nun den Briefbogen entfaltet hatte, las er:

„Mein lieber Herr Himmelsteing!

Es ist alles in bester Ordnung. Ich habe es ganz nach Ihrem Wunsch vorbereitet. Kommen Sie heute abend zwischen 6 und 7 Uhr. Fränzi wird zugegen sein. Ich rechne bestimmt auf Ihr Erscheinen."

Eine Unterschrift trug der Brief nicht. Robert Himmelsteing lachte laut auf. Jetzt war ihm alles klar. Seine Frau war eifersüchtig. Nun, er mußte ihr alles sagen, sonst würde die Geschichte noch einen unangenehmen Ausgang nehmen. Aber nein. Die Gelegenheit ist günstig, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Erstmals mußte er seiner Frau die Eifersucht abgewöhnen und dann ihre Neugierde. Seine Briefe sollte sie in Zukunft nicht mehr zu öffnen wagen. Aber ob Eulalia wiederkam? — Ja, sie kam wieder. Robert Himmelsteing stellte sich in Positur.

„Du hast meine Briefe nicht unberührt liegen lassen, Eulalia. Weißt du denn nicht, daß ich das nicht gerne sehe!"

Da platzte Frau Eulalia heraus.

„Du Elender sage ich noch einmal. Du bist ja ein netter Mann. Du hintergehst deine Frau. Verabredest Rendezvous? Du —"

Frau Eulalia weinte bittere Tränen. Nur stoßweise vermochte sie die Worte hervorzubringen. „Du — bist — nicht — wert —"

„Halt ein," wehrt ihr Mann dazwischen, „du beleidigst deinen Herrn und Gebieter." — „Sooo, nun willst du auch noch den Beleidigten spielen! Natürlich, ihr Ehemänner seid doch alle gleich."

„Du bezichtigst mich der Untreue!"

„Ja!"

„Gut, so beweise es."

„Hier, der Brief", sagte Eulalia purpurrot.

„Ach," sagte Robert Himmelsteing ruhig; „der Brief beweist gar nichts." — „Gar nichts, gar nichts soll der Brief beweisen?"

„Nein, absolut nichts."

„Wie kannst du noch leugnen? Und heute kommst du mit ihr, der impertinenten Person, zusammen. Ach Gott!"

Robert Himmelsteing fühlte Mitleid mit seiner kleinen Frau, die zusammengedrückt und furchtbar schluchzend auf einem Fauteuil saß. Schon machte er einen Schritt vorwärts, um sie in seine Arme zu nehmen und ihr alles zu erklären; da erhob sich Frau Eulalia aber und eilte davon. An der Tür wandte sie sich nochmals um und sagte mit entsetzter Miene: „Ich lasse mich von dir scheiden!"

Robert Himmelsteing wollte der bis in die tiefsten Tiefen erregten Frau nach: die Tür zum gemeinschaftlichen Schlafzimmer aber war verschlossen. Eulalia hatte sich völlig zurückgezogen. Auch abends, als Robert Himmelsteing nach Hause kam, war von seiner Frau nichts zu sehen. Notdürftig richtete er sich ein Lager auf dem Sofa her und verbrachte keine angenehme Nacht. Am nächsten Morgen setzte er sich, ehe er ins Geschäft ging, an seinen Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Mein sehr geehrtes Fräulein!

Leider war es mir gestern nicht möglich, zu kommen. Würden Sie mir die Freundlichkeit erweisen und zu mir kommen? Seien Sie unbesorgt, wir sind ungestört. Ich würde Ihnen tausendmal Dank schuldig sein. Ihr Robert Himmelsteing."

Wie zufällig ließ er diesen Brief liegen. Er wußte bestimmt, daß er doch an die richtige Adresse kommen werde. Dann ging er. Frau Eulalia kam, nachdem sie rekonoszziert hatte, aus ihrer Schlafburg hervor. Natürlich fand sie den Brief. „So ein Unverschämter!" sagte sie sich, „wagt er auch noch, diese Person in mein Haus kommen zu lassen. Na warte, ich werde euch in flagranti ertappen." Sie nahm den Brief und expedierte ihn höchst eigenhändig.

Der Mittag kam und ihr Mann. Das Mädchen setzte das Essen zurecht und bemerkte auf eine Frage: „Die gnädige Frau ist nicht wohl." Da, plötzlich schrillte die Korridorglocke. „Das ist sie," murmelte Frau Eulalia in ihrem Versteck. Und richtig, sie war es. Ein reizendes junges Mädchen trat ein. Natürlich, dieselbe von neulich, die neben ihrem Robert daherstolzierte. Und, o Entsetzen, eine zweite junge Dame folgte. Die erste stellte vor „Fränzi — — —." Weiter kam sie nicht. Frau Eulalia stürzte hervor. Wie eine Rachegöttin stand sie da.

„Meine Frau", stellte Robert Himmelsteing seinerseits vor.

Die Damen machten eine tiefe Verbeugung.

„Dann ist ja", wandte sich die erste Dame an jene mit Fränzi bezeichnete „deine Anwesenheit nicht mehr nötig, die gnädige Frau kann ja selbst — —"

„Meine Damen," fuhr Frau Eulalia dazwischen, „Sie treiben Ihr Spiel — —"

„Keineswegs", nahm nun Himmelsteing das Wort. „Diese Dame ist die Schneiderin, die dir dein Kleid für das Frühlingsfest bringen wollte."

Frau Eulalia war aus allen Wolken gefallen. „Aber die Fränzi, Robert?" sagte sie vorwurfsvoll.

„Ist die Anprobedame, die deine Figur hat. Ich wollte dir eine Überraschung bereiten. Dein neues Kleid solltest du ja haben."

Die beiden Damen hatten die Szene verstanden. Diskret zogen sie sich zurück. Frau Eulalia war tief gerührt. — Und der Schlußakt?

. . . In den Armen lagen sich beide!

**Mädchen aus Teseregen.**

## Unsere Bilder.

„Ein Turnier" wird von den jungen Helden da ausgefochten. Jeder der beiden Fechter bemüht sich heiß, den Gegner aus dem Sattel zu heben. Kompliziert wird das Spiel noch dadurch, daß die beiden „Pferde" nicht verfehlen, ihre Stellungen möglichst günstig für ihre Reiter zu gestalten. Gespannt warten die knirpsigen Zuschauer auf den Ausgang des Kampfes. Verwunderlich wär's gar nicht, wenn sie auch recht hohe Wetten abgeschlossen hätten. Vielleicht eine Briefmarke gegen eine verrostete Stahlfeder, oder gar einen Frosch gegen einen Perlmutterknopf. Das kleine Edelfräulein daneben im Grase flicht aus Butterblumen den Siegeskranz. Und der alte Herr im Hintergrunde hat an alledem seine Freude. — „Zur Zeit der Schreckensherrschaft". Eine krasse Schilderung jener ungemütlichen Zeit stellt Anna Maria Wirths Gemälde dar, nach dem unser Bild gemacht ist. Die rauhe Soldateska machte nicht einmal vor dem Schlafgemach der Frauen halt. — „Gemeinderat". Eine recht ernste Frage scheint die Kommunalpolitiker zu beschäftigen. Vielleicht braucht der Nachtwächter ein neues Tutehorn, oder am Ende gar will sich der Kleinbauer Klünder nicht dazu verstehen, über seine Jauchegrube ein Brett als Steg legen zu lassen. Die bedachtsamen Gesichter aller zeigen, daß sie jetzt alles Heil nur noch von der großen Rede des Tischlers Hinnerks Heinrich erwarten, der sich soeben zum Wort gemeldet hat und — wie ein richtiger Redner — mit der Stuhllehne spielt. Der brave alte Lehrer aber blickt bekümmert drein. Es ist noch gar nicht abzusehen, wann die wichtige Entscheidung fällt, und zu Hause wartet die Frau mit dem Abendbrot. — „Mädchen aus Teseregen". Eine Trägerin einer originellen Tiroler Volkstracht macht heute den Beschluß.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Schippang, Düsseldorf. Druck der Düsseldorfer Verlagsanstalt A.-G., Neueste Nachrichten.